

AUF PLATTE

Französische Straße

ROMAN

PETER MANNSDORFF

monika
fuchs



PETER MANNSDORFF

AUF PLATTE

www.verlag-monikafuchs.de
www.peter-mannsdorff.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947066-23-0

© 2019 Verlag Monika Fuchs | Hildesheim | www.verlag-monikafuchs.de
Covergestaltung: Buchgewand Torsten Sohrmann | Dresden | www.buch-gewand.de
Layout und Satz: Die Bücherfüxin | Hildesheim | www.buecherfuexin.de

Alle Teile dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen, Abdrucke, Bearbeitungen, Verfilmungen etc. sind nur mit Erlaubnis der Rechteinhaber gestattet. Anfragen richten Sie bitte an den Verlag.

Verwendete Grafiken/Fotos (Cover): tuja66 – depositphotos.com; Nicemonkey – depositphotos.com; leolintang – depositphotos.com; lgishevamaria – depositphotos.com; Paganin – shutterstock.com

Printed in EU 2019

WEGWEISER

TEIL I

1. KAPITEL	9
2. KAPITEL	18
3. KAPITEL	25
4. KAPITEL	30
5. KAPITEL	36
6. KAPITEL	39
7. KAPITEL	44
8. KAPITEL	50
9. KAPITEL	53
10. KAPITEL	57
11. KAPITEL	62

TEIL II

12. KAPITEL	67
13. KAPITEL	73
14. KAPITEL	82
15. KAPITEL	87

TEIL III

16. KAPITEL	93
17. KAPITEL	98
18. KAPITEL	105
19. KAPITEL	111
20. KAPITEL	115
21. KAPITEL	119
22. KAPITEL	125
23. KAPITEL	131
24. KAPITEL	134
25. KAPITEL	142

NACHWORT	146
----------	-----

A black brushstroke background with the word "TEILI" written in white, stylized, uppercase letters. The brushstroke is thick and textured, with visible bristles and a slightly irregular, hand-painted appearance. The word "TEILI" is centered within the black shape.

TEILI

1. KAPITEL

Am Ende des Abteils sehe ich ihn. Der dürre Typ schlurft durch den schmalen Gang zwischen den Sitzreihen und verkauft seine Obdachlosenzeitung. Er ist vielleicht achtzehn, höchstens neunzehn Jahre alt, auf alle Fälle älter als ich. Ich hab ihn schon oft auf der S25 gesehen, er ist immer hier unterwegs und steigt wie ich am Südkreuz aus. Immer dieselbe Strecke: Lankwitz – Südkreuz. Südkreuz – Lankwitz. Ich kann die Uhr nach ihm stellen: Wenn ich in der Bahn bin, ist auch er meistens drin. Manchmal gebe ich ihm ein paar Cents.

Der Typ nähert sich wie eine freundliche Bedrohung meiner Sitzreihe. Fast lustig sieht es aus, wie er mit seinem blauen Baseballcap in einer Mischung zwischen schüchtern und höflich die Leute um Geld bittet. Vor jeder Reihe bleibt er stehen, dann sagt er artig seinen Spruch auf, wie ein Weihnachtsgedicht: »Hätten Sie Interesse an der neuesten Ausgabe der *Motz* oder möchten Sie mir vielleicht eine kleine Spende geben?«

Freundlich ist er! Und wie freundlich. Der kleine Lord unter den *Motz*-Verkäufern.

Ich muss aufstehen, um an Kleingeld heranzukommen. Hat er eben noch mit einem Knicks um etwas Kleingeld gebeten, verneigt er sich jetzt leicht zum Dank.

Überall in Berlins U- und S-Bahnen sieht man Obdachlose. Ich kann nicht jedem etwas geben, dazu reicht mein Taschengeld nicht. Ich begnüge mich mit *meinem* Obdachlosen. Irgend-

wie freue ich mich jedes Mal, ihn zu treffen. Ihm gebe ich meistens gerne.

Er steigt mit mir in Lankwitz aus, Kälte strömt uns entgegen, wir wechseln kein Wort; trotzdem begegnen wir uns wie vertraute Bekannte. Er fährt zurück nach Südkreuz, ich gehe durch den Park nach Hause. Ich habe einen sechsstündigen Schultag hinter mir. Ich hätte Vanessa gerne noch einmal Tschüss gesagt, aber sie war schon weg, als ich auf den Vorplatz der Schule kam. Vanessa geht in meine Klasse und ist meine große Liebe.

Zu Hause steht das Essen schon auf dem Tisch. Meine Eltern warten auf mich. Ich brauche mich nur zu setzen. Mein Vater ist heute früher aus dem Büro gekommen. Er verteilt schon mal das Kartoffelpüree. Er füllt immer die Teller. Das ist Tradition.

»Guten Appetit«, sagt meine Mutter.

Das ist der Startschuss zum allgemeinen Fressgelage. Mechanisch schlinge ich das Essen in mich hinein. Ich habe Zeit nachzudenken und bin noch bei dem Typen von der S25. Ich bewundere ihn, dass er auf der Straße lebt und frei ist, tun und lassen kann, was er will. Im Gegensatz zu ihm bin ich eine Maschine, ein Rädchen im Getriebe, wie es mein Vater für mich immer wollte. Das Öl, das ich zum Funktionieren brauche, kippt mir meine Mutter jeden Tag in Form von gebrutzelttem Bratenfett zwischen die Rippen. Ich bin das wohlbehütete Bürgersöhnchen, das das wirkliche Leben nicht kennt. Ich würde es aber gerne kennenlernen.

Früher habe ich viele Abenteuerromane gelesen, von Jack London zum Beispiel, wie er durch Amerika trampelte. Der war auch irgendwie ein Obdachloser. Auch ich würde gerne Abenteuer erleben, ausbrechen aus dem, was meine Eltern für mich geplant haben, und allein durch die Welt ziehen.

Mein Vater lobt wie immer die Kochkunst meiner Mutter, und ich überlege mir, ob das Leben auf der Straße wirklich so romantisch ist. Allein schon der Hunger! Sich nicht an den gedeckten Tisch setzen zu können, sondern morgens nicht zu wissen, ob man abends satt wird. Wo verbringt der *Motz*-Verkäufer von der S25 bei der Kälte bloß die Nächte? Im Moment haben wir nachts Minusgrade draußen, da hört der Spaß auf. In Sozialkunde haben wir gelernt, dass in den Wintern seit 1991 in Deutschland an die 280 Menschen erfroren sind, zum größten Teil Wohnungslose.

Bald ist Weihnachten. Feiert er das auch auf der Straße? Feiert er überhaupt? Oder hat er eine Familie, zu der er gehen kann? Ein total hartes Leben, das der Typ führt. Aber er ist wenigstens unabhängig, frei, muss niemandem Rechenschaft ablegen, hat keine Pflichten, kann machen, was und wann er will.

Irgendwie würde mich dieses Leben reizen. Übers Land ziehen, allein, nur auf mich gestellt sein. Dazu brauche ich keine Freunde. Ich habe auch keine. Aber mein Vater bemüht sich krampfhaft, mir ohne Ende Freunde aufzuschwatzen.

Da kommt es schon. Geschickt leitet er sein Lieblingsthema ein: »Wie läuft's eigentlich an der neuen Schule?«

Er redet, als ob nichts wäre, und gibt uns noch eine Kelle Nachschlag auf. Er weiß, dass mich das Thema jedes Mal auf die Palme bringt.

An der Schule interessiert mich außer Vanessa nichts und niemand. Aber die ist ein rotes Tuch für ihn, deshalb murmele ich etwas Belangloses. Er blinzelt mich herausfordernd über seine Lesebrille an, die ihm ein intellektuelles Aussehen geben soll, und bohrt penetrant weiter, als wäre er der Zahnarzt und ich der Patient: »Hast du dich in der neuen Schule schon eingelebt, neue Freunde gefunden?«

Seitdem er als therapeutischer Anleiter einer Theatergruppe arbeitet, hat er auch bei uns diese bescheuerte Befindlichkeitsrunde eingeführt, die sie dort vor jeder Sitzung machen. Jeder soll kurz ein so genanntes Blitzlicht von sich geben und sagen, wie es ihm geht. Das nervt ohne Ende.

Ich provoziere zurück: »Ich fühle mich in dieser edlen Bildungsanstalt ziemlich einsam, um nicht zu sagen, fehl am Platz.«

»Du und einsam! Das ist doch lächerlich!«

Er starrt mich so entsetzt an, als hätte ich behauptet, mein momentaner Zustand sei das Ergebnis seiner Erziehung.

Wenn ihm bei unseren täglichen Auseinandersetzungen die Argumente ausgehen, fällt meiner Mutter immer noch eins ein.

»Du kannst uns doch nicht sagen, dass du auf der neuen Schule noch keinen Anschluss gefunden hast!«

Mein Abstieg vom Gymnasium auf eine Integrierte Sekundarschule – sprich: Realschule – ist gerade mal vier Monate her. Wie soll ich da schon Freunde gefunden haben? Und mich einschleimen? Ich bin niemand, der im Mainstream mitschwimmt. Was ich da bis jetzt mitbekommen habe, ist nicht gerade mein Ding. Die Hälfte meiner Klasse trifft sich nach der Schule im Park zum Kiffen, die andere sammelt in den Freistunden neue Freunde auf Insta.

»Freunde?«, sage ich zu meiner Mutter. »Die finde ich auf dieser beschissenen Schule genauso wenig wie Sandstrand auf Grönland.«

»Sieh dich erst einmal um«, beschwört sie mich, als wolle sie mir eine goldene Zukunft an der Schule prophezeien. »Und wenn es wirklich so ist, meld' dich in der Theater-AG an.«

Na toll! Die goldene Zukunft, die sie für mich bereithält, besteht aus der Theater-AG. Ich könnte nicht einmal eine Tür

spielen, so verklemmt bin ich, sage ich ihr ... nicht ! Sonst würde sie versuchen, mir das Gegenteil zu beweisen und mich beim Casting für einen Jugendfilm anmelden.

Wenigstens hat sie so viel Feingefühl, Vanessa nicht zu erwähnen, denn sie weiß, dass Vanessa mein wunder Punkt ist. Ich habe mich sofort, als ich auf die Schule kam, in sie verknallt, nur wurde es nicht so zwischen uns, wie es hätte werden können. Dabei hatte alles so gut begonnen; nach der Anflirtphase diskretes Herumknutschen hinter der großen Eiche auf dem Schulhof ... Am Anfang war noch alles korrekt. Zwischen Vanessa und mir und zwischen meinen Eltern und mir, was Vanessa betraf. Als ich aber einmal zu Hause erzählte, dass sie auf dem Schulhof vor den anderen gegen mich gestichelt hat, begannen sie, sich einzumischen: »Lass die Finger von ihr!«, sagte mein Vater. »Die taugt nichts.«

Als ob ich nicht schon genug Probleme hätte.

Je mehr meine Eltern einen Keil zwischen uns treiben, desto mehr zieht es mich zu Vanessa hin. Sie sind zu zweit, ich allein. Irgendwann, wenn ich älter bin ... eine Wohnung nehmen, am Sonntag auf einen Kaffee bei den Eltern vorbeischaun. Das wär's! Vanessa könnte bei mir übernachten, dann kämen wir wieder zusammen. Es könnte eine geile Zeit werden. Wir würden uns Zelt und Fahrräder schnappen und durch die Welt ziehen ... Wenn doch alles nur laufen würde, wie ich es mir wünsche.

Mein Vater lässt nicht locker: »Du ohne soziale Kontakte! Dass ich nicht lache. Was können wir denn dafür, dass du ein Lahmarsch bist, der nie rausgeht! Geh doch mal mit den anderen aus deiner Schule ins Kino oder tritt in einen Sportverein ein. Aber hör auf, uns dafür verantwortlich zu machen, dass du so geworden bist.«

Mein Vater kann reden, was er will, meine Kindheit war ein pädagogisches Experiment in einem Reagenzglas. Bei seinem Beruf kein Wunder: Er schwebte schon immer in den höchsten Sphären der Theorie, dozierte an der Freien Universität am Fachbereich Psychologie, bis dann irgendwann sein Vertrag auslief und er in diesem Kreativbereich landete.

Trotzdem, ich glaube, er hat da er einen wunden Punkt getroffen. Denn wenn ich mehr auf die Reihe kriegen würde, könnte ich etwas ganz anderes aus meinem Leben machen. Aber ich bekomme einfach den Hintern nicht hoch. Wirklich, ich habe null Interessen. Ich hänge viel zu Hause ab, habe keine Hobbys, lese nicht, daddele nur an meinem Smartphone, gucke wahllos fern. Nicht einmal Geige spiele ich mehr. Sie hängt verstaubt in meinem Zimmer. Als Kind hatte ich Unterricht in klassischer Violine, und ich spielte nicht einmal schlecht. Auf dem Gymnasium zogen mich einige Mitschüler in eine keltische Folkloregruppe rein. Total exotisch! Wir hatten sogar ein paar öffentliche Auftritte. Aber seitdem hängt die Geige als Relikt einer vergangenen Zeit an der Wand.

Nicht nur Freunde wollen mir meine Eltern unermüdlich andrehen, auch ein Hobby soll ich haben: Als ich zwölf war, übergab mir mein Vater feierlich die Briefmarkensammlung meines Urgroßvaters. Ich schaute ein paar Mal in die Alben und tat so, als beeindruckten mich die überdimensional großen DDR-Briefmarken, die sie drüben serienweise zu jedem Feiertag und jeder Sportveranstaltung herausgegeben hatten. Mein Urgroßvater hatte in Ostberlin gelebt und meinem Opa die Sammlung vererbt. Nach der Maueröffnung ist sie erst bei meinem Vater und dann direkt bei mir gelandet. Die einzige Briefmarke, die mir wirklich gefiel, war die mit dem Kosmonauten Sigmund Jähn.

Ersttagsausgabe mit Original-Autogramm. Das stellte ich mir auch cool vor: in den endlosen Weiten des Alls schweben, die Erde nur ein kleiner blauer Planet.

Jedenfalls war die Freude in der Familie überschäumend groß, als ich die Alben in meinem Regal verstaute. »Unser Patrick hat endlich ein Hobby!«, überschlug sich meine Mutter vor Begeisterung.

Aber Freunde habe ich deswegen noch lange nicht. Mit wem sollte ich mich auf der neuen Schule auch anfreunden? Vielleicht mit Rainer, der mit dem altmodischen Namen aus dem vorletzten Jahrhundert? Er ist Außenseiter wie ich und sucht, glaube ich, auch einen Freund. An den müsste ich mich halten, wenn ich Anschluss suchte, doch auf den bin ich genauso neugierig wie auf die Rückseite des Mondes, weil er der Oberidiot der Klasse ist.

Als das Gespräch auf diesen Vollidioten kommt, ist das Gedächtnis meiner Mutter mal wieder phänomenal verlässlich, denn von allen neuen Mitschülern, von denen ich ihr in den letzten vier Monaten erzählt hatte, hat sie außer Vanessa ausgerechnet Rainer behalten.

»Könnte der nicht dein Freund werden?«

»Der und mein Freund!?!«, kontere ich. »Der muss schon Asthmaspray sprühen, so viel raucht er.«

Rainer atmet fast zwei Päckchen am Tag ein.

Das hätte ziehen müssen, meine Mutter hasst Raucher. Aber sie scheint gar nicht zuzuhören.

»Das ist ja richtig zum Kotzen!«, fährt sie mich an. »Alles, was man dir vorschlägt, lehnt du von vornherein ab. Ständig beklagst du dich, dass du keine Freunde hast. Dein Gejammer ist nicht mehr zum Aushalten. Wirklich, dir geht es so gut, du hast reichlich zu essen, musst nicht frieren. Hast du auch mal an die

gedacht, die jetzt draußen schlafen müssen bei dieser Hunds-
kälte?«

Gleich kommt sie mit den hungernden Kindern in Afrika. Vielleicht hat sie ja Recht, was weiß ich, aber sollte ich mich und meine Probleme deswegen weniger ernst nehmen? Und gerade, weil es um die geht, wehre ich mich gegen diese aufgezwungene Verkopplung mit Rainer und erwähne noch einmal, dass er Kettenraucher ist. Das Thema Rainer ist bei ihr deswegen noch lange nicht durch.

»Wenn er so viel raucht, mach es dir zur Aufgabe, es ihm abzugewöhnen«, antwortet sie schroff. »Das wäre wenigstens eine soziale Tat. Vielleicht wirst du ja mal Sozialarbeiter.« Sie lacht über ihren Witz. »Dann hättest du bei deinem Freund dein erstes Betätigungsfeld.« Dann wird sie total ernst: »Patrick, du bist jetzt sechzehn Jahre alt. Vielleicht es noch zu früh dazu, aber irgendwann solltest du dir Gedanken über deine Zukunft machen.«

Meine Eltern pokern weiter um meine potentiellen Freunde. Da zieht mein Vater sein As aus dem Ärmel: Mit langjährig einstudierter Rhetorik erwähnt er meine Kusine Lilly, die Tochter seiner Schwester Heidi.

»Mit Lilly verstehst du dich doch bestens!«

Er knallt diesen Satz auf den Tisch wie die unumstößliche Tatsache, dass sich die Erde um die Sonne dreht. »Ihr schreibt euch häufig auf What'sApp. Was willst du mehr? Halte dich an Lilly, dann bist du nicht mehr so allein.«

Ich höre nicht mehr zu. Lilly raucht zwar nicht, aber sie ist noch blöder als Rainer. Als mein Vater sieht, dass ich die Augenbrauen verziehe, kriegt er eine halbe Krise: »Verflucht noch mal! Wenn du mit Lilly nicht kannst, dann schnapp dir den Rainer aus deiner Klasse, geh mit ihm in eine Disco und lern net-

te Mädchen kennen, damit du diese Vanessa endlich vergisst. Oder geht meinetwegen ins Schwimmbad oder auf den Weihnachtsmarkt. Aber hänge nicht die ganze Zeit zu Hause rum und suhle dich in Selbstmitleid, weil du keine Freunde hast. Das hält ja keiner aus!«

Unter dem Motto »Hier rein – da raus«, nehme ich sein Geschwafel kaum mehr wahr und beschäftige mich in einer Mischung aus Heißhunger und längst vergangenem Appetit mit meinem inzwischen kalt gewordenen Kartoffelpüree, vermischt mit giftgrünem Spinat. Übrigens auch: hier rein – da raus. Schade eigentlich – meine Mutter kocht gar nicht mal so übel.

NACHWORT

Die wenigsten Menschen werden als Obdachlose geboren. Auch Sunny kam nicht als Straßenkind auf die Welt. Er wäre sicherlich gerne in einem ähnlichen Nest groß geworden wie Patrick.

Sunny gibt es wirklich. Er tingelt jeden Tag mit einer abgegriffenen Obdachlosenzeitung vor dem Bauch zwischen vier Stationen einer Berliner S-Bahnlinie hin und her und bittet die Fahrgäste um eine kleine Spende. Er ist der Ideengeber dieses Romans. Sunny redet nicht viel. Nie hat er mir seinen Schlafplatz preisgegeben, aus Furcht, überfallen zu werden. Nur, dass ihn seine Mutter damals rausschmiss, weil er zu viel Scheiß gebaut hatte, verriet er einmal.

Bei Patrick liegen die Gründe, weshalb er in die Obdachlosigkeit gegangen ist, woanders: Er kommt aus einem wohlbehüteten Elternhaus, seine Eltern geben vor, ihren Sohn zu lieben, und sie lieben ihn bestimmt wirklich, aber sie wollen ihn nicht verstehen, wenn er unter Einsamkeit und Liebeskummer leidet. Teils aus Opposition gegen die Eltern, teils aus Abenteuerlust, haut er mit Sunny ab und macht gemeinsam mit ihm Platte.

Es ist ein gängiges Vorurteil von zumeist konservativ eingestellten Menschen, dass die Leute wegen Faulheit selbstverschuldet auf der Straße landen. Aber genau das stimmt in den meisten Fällen nicht. Die häufigsten Ursachen für Obdachlosigkeit sind Kindheitstraumata wie körperliche, sexuelle oder see-

lische Misshandlung, dazu gehört auch emotionale Vernachlässigung. Einsamkeit und mangelnde soziale Unterstützung durch Freunde und Familie sind ebenfalls häufige Gründe, die in diese oft ausweglose Lage führen. Oft kommen noch juristische und polizeiliche Komplikationen hinzu, und der Schritt auf die Straße ist nicht mehr weit.

Nicht selten verläuft der Weg in die Obdachlosigkeit auch so: Bei Langzeitarbeitslosigkeit reicht der Vermieter aufgrund von Mietrückständen eine Räumungsklage beim Gericht ein, woraufhin es zur Verhandlung und anschließend zur Zwangsräumung kommt.

Aber auch Alkohol- und Drogenkonsum können direkt auf die Straße führen. Und selbst wenn man ohne Drogen in die Szene abrutscht, greifen viele spätestens, wenn sie auf der Straße leben, zu Drogen. Der tägliche Kampf um Schlafplatz, Essen, Waschgelegenheit – kurz: ums Überleben – zermürbt, viele halten das nicht aus, ohne sich zu betäuben.

Das Argument »Wenn ich jedem etwas gebe, bin ich bald bettelarm« stimmt in der Tat. Es gibt etwa 10 000 Menschen, die in Berlin auf der Straße leben; jeder einzelne von ihnen wäre über 50 Cents oder einen Euro glücklich. Es kann durchaus sein, dass an jeder U-Bahnstation ein anderer Obdachloser nach etwas Kleingeld schnorrt. Was kann man tun, wenn man ihnen kein Geld geben mag oder kann? Man könnte ihnen zum Beispiel eine Banane zustecken, eine Flasche Mineralwasser, ihnen zumindest ein Lächeln oder ein paar freundliche Worte schenken.

Obdachlosigkeit ist kein neues Phänomen. Es trat bereits in früheren Jahrhunderten auf, zunehmend seit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert mit der Entstehung eines freien Ar-

beitsmarktes. Die Betroffenen wurden damals in Arbeitshäuser gesteckt (z.B. wie Oliver Twist) oder kurzerhand aus den Städten vertrieben. Unter der Naziherrschaft wurden später viele von ihnen als arbeitsscheue Nichtsesshafte in Konzentrationslagern umgebracht.

In der DDR gab es offiziell keine Obdachlosen. Aber der Umgang mit Asozialität bzw. krimineller asozialer Lebensweise wurde im Strafgesetzbuch geregelt. Nichtarbeit wurde als Parasitismus und permanente Entwendung von Volksvermögen eingestuft und mit bis zu zwei Jahren Gefängnis bestraft.

In den Metropolen der modernen Industriestaaten werden Obdachlose zwar nicht mehr zwangsweise wie im 19. Jahrhundert aus den Stadtzentren vertrieben, aber unter dem Vorwand, dass sie die Einwohner und die vielen Touristen verunsichern, werden ihnen oft Lebensbereiche an den Stadträndern zugewiesen.

Auch der Trend zur Gentrifizierung läuft in diese Richtung: Zusammen mit den ärmeren Bevölkerungsschichten werden auch Obdachlose in die Vororte verdrängt.

Als alarmierendes Beispiel, was die Obdachlosenpolitik betrifft, geht die derzeitige ungarische Regierung voran. In Budapest werden Obdachlose unter Androhung von Strafmaßnahmen aus dem Stadtbild entfernt und in heruntergekommenen Notunterkünften untergebracht. Das Problem dabei: Es gibt in Budapest weitaus mehr Obdachlose als zur Verfügung stehende Unterkünfte.

Ein Lichtblick sind in Deutschland die so genannten *Little Homes*, transportable Miniaturhäuschen aus Spanplatten, gut gegen Kälte isoliert, mit einem Minimum an Intimsphäre, die an Obdachlose verschenkt werden, die Chancen auf Wiederein-

gliederung in die Gesellschaft haben. Ca. 70 Stück sind schon gebaut worden, in denen inzwischen Bedürftige wohnen.

Ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber immerhin.

Von den ca. 10 000 Obdachlosen in Berlin sind grob geschätzt 3000 Jugendliche. Doch die Dunkelziffer ist weit höher, da Obdachlose statistisch nicht erfasst werden können.

Es gibt verschiedene Streetworker-Organisationen, die an zentralen Orten Berlins ihre Büros haben. Die Sozialarbeiter gehen auf die Straße zu den Jugendlichen und werden auch von ihnen aufgesucht. Voraussetzung ist die eigene Motivation, sich beraten und helfen zu lassen; ohne die freiwillige Bereitschaft der Betroffenen unternehmen die Streetworker nichts. Sie können nur beratende und helfende Funktion haben.

Die Streetworker helfen bei der Beantragung von Sozialhilfe und kümmern sich mit den Jugendlichen um die Mitgliedschaft in einer Krankenversicherung.

Bedauerlich ist, dass ehemalige Obdachlose bei Streetworker-Organisationen als »Experten durch Erfahrung« nicht ehrenamtlich, im Idealfall gegen Entgelt, tätig werden können, um Menschen auf der Straße zu helfen.

Als Hilfsangebote für junge und volljährige Obdachlose gibt es in Berlin, verteilt auf verschiedene Bezirke, acht Notunterkünfte, die allerdings viele Betroffene meiden, da dort oft gestohlen wird und es zu Gewalttaten kommt; neben dreißig Suppenküchen bzw. Treffpunkten gibt es fünf Streetworker-Organisationen.

Einige dieser Anlaufstellen für Betroffene und Interessierte werden in diesem Buch genannt, nähere Informationen finden sich u. a. auf den entsprechenden Webseiten.

klik e. V. Kontakt- und Beratungsstelle

Der Kontaktladen ist ein Angebot an junge Menschen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist. Er bietet einen Ort, an dem sich die jungen Menschen zurückziehen können und sich aktiv bei der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen unterstützen.

Torstraße 210, 10115 Berlin

Tel: 030 40752393

<https://klik-berlin.de/>

Das Weglaufhaus »Villa Stöckle« ist eine antipsychiatrisch orientierte Kriseneinrichtung im Norden Berlins. Es bietet wohnungslosen oder akut von Wohnungslosigkeit bedrohten Menschen in Krisen die Möglichkeit, sich dem psychiatrischen System zu entziehen und ihr Leben wieder in die eigenen Hände zu nehmen.

Kreuzigerstraße 18, 10247 Berlin

Telefon: +49 (30) 97 89 44 50 (Di 13-16 Uhr persönlich)

<https://www.weglaufhaus.de/>

Off Road Kids

Die Stiftung Off Road Kids gibt es bundesweit in verschiedenen Städten. Sie hilft Straßenkindern und jungen Obdachlosen in akuten Notlagen und versucht, ihnen wieder Halt in der Gesellschaft zu geben.

<https://offroadkids.de>

Berlin: Bartningallee 18 (im S-Bahnhof Bellevue), 10557 Berlin

Dortmund: Kampstraße 36, 44137 Dortmund

Frankfurt a. M.: Große Friedberger Straße 33–35 (Konstablerwache), 60313 Frankfurt am Main

Hamburg: Koppel 65, 20099 Hamburg

Köln: Neumarkt 47 (Eingang: Im Laach), 50667 Köln

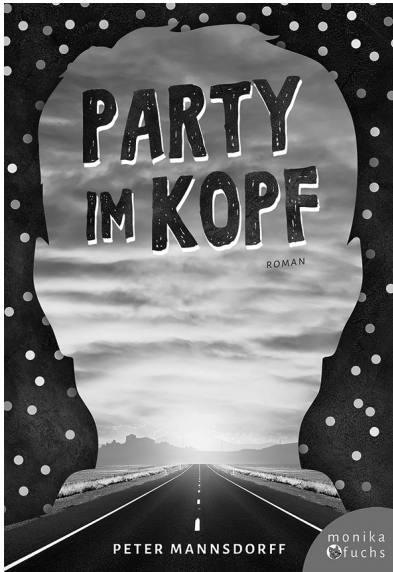
Belletristische Literatur zu dem Thema:

- Kein Dach über dem Leben (Richard Brox)
- Ohne Obdach (Matthias Unterwegs)
- Sackgasse Freiheit – Aus dem Leben eines Straßenkindes (Jana Frey)
- Obdachlos in Berlin (Ska Parker)
- Asphalt Tribe – Straßenkinder in New York – Morton Rhue
- Ein mittelschönes Leben – Kinderbuch – (Kirsten Boie und Jutta Bauer)

Berlin, im September 2019

Peter Mannsdorff

EBENFALLS VON PETER MANNSDORFF



Wenn man 13 ist, fangen die Eltern an, peinlich zu werden. Aber so peinlich zu sein wie Robbis Vater – das muss man erstmal schaffen! Er hört lautstark Grönemeyer, wirft mit Geld um sich, stürmt in Robbis Klasse, um Werbung für eine merkwürdige Kinderparty zu machen. Robbi fürchtet: Papa hat wieder Party im Kopf. Denn sein Vater ist manisch-depressiv. Mal völlig überdreht, mal abgrundtief traurig. Damit ihm geholfen

werden kann, kommt er schließlich in eine Klinik. – Zwei Jahre später vermutet seine Ärztin eine erneute manische Phase. Vorsichtshalber will sie Robbis Vater wieder einweisen. Doch der fühlt sich stabil und sagt: Nein! Er türmt mit seinem Sohn nach Südf frankreich.

»WENN DIE TRAMPTOUR DURCH DIESE WAHNSINNSTOLLEN
LANDSCHAFTEN, WENN DIESER SOMMERTRIP DIE BELOHNUNG
FÜR DIE VERMASSELTEN JAHRE MIT EINEM VERRÜCKTEN VATER SIND,
DANN SOLL'S OKAY SEIN.« – ROBBI RITTER, 15 JAHRE

Peter Mannsdorff | Party im Kopf
144 Seiten | 13,8 x 20 cm | Klappenbroschur |
Verlag Monika Fuchs | ISBN 978-3-947066-16-2